

Professor Dr. Wolfgang Kaschuba, Berlin

Die Wiederkehr der Städte: Zivilgesellschaft als urbanes Lebensprinzip?

Ganz herzlichen Dank für die Einladung zum Schwörtag nach Reutlingen. Biografisch – als früherer Tübinger Anrainer bis 1992 – wie als Kulturhistoriker ist mir beides noch durchaus vertraut: das heutige wie das historische Reutlingen. Auch die alte Konkurrenzsituation zwischen der freien Reichsstadt und der herzoglichen Universitätsstadt – wie die daraus resultierende innige Zuneigung der Reutlinger und der Tübinger – bis in jüngere Zeiten. Jedenfalls erinnere ich mich an viele freundlich-boshafte Anmerkungen zur Qualität des Essens, des Fußballs oder des Kulturlebens beim jeweiligen Nachbarn. Vor allem der Reutlinger und der Tübinger Wein kam da immer wieder gern zur Sprache – wobei ich mich nicht mehr recht erinnere, welcher Riesling es nun angeblich ist, der mit seiner Säure einem ein Loch in den Magen brennt - und welcher dann umgekehrt dieses Loch wieder zusammenzieht. Vielleicht ist das aber auch schon wieder „Wein von Gestern“?

Bei mir sind jedenfalls die Reutlinger wie die Tübinger Viertele offenbar ohne ernsthafte körperliche Folgen geblieben. Und ich möchte Ihnen auch ganz ausdrücklich dafür danken, dass Sie den Ex-Tübinger in mir nicht einfach dadurch abgestraft haben, dass Sie Ihre Schwörtags-Tradition in diesem Jahr einmal ganz streng nehmen: Früher fing der Schwörtag ja bekanntlich um 5:00 Uhr früh mit dem Zug der Senatoren und Zünfte in den Schwörhof an. Da ist mir Ihre abendliche „Light-Version“ mit Einmarsch gegen 20:00 Uhr doch sehr viel angenehmer.

1. „Stadtluft macht frei“!?

Und damit – mit der Tradition des Schwörtags – bin ich eigentlich auch schon mitten im Thema. Denn die „Wiederkehr der Städte“, über die ich sprechen will, hat auch viel mit der „Wiederentdeckung von Tradition“ zu tun. Städtische Geschichte ist heute zu einem wichtigen „kulturellen Kapital“ geworden, wenn es darum geht, Identifikation mit dem Wohnort zu schaffen. -- Wenn also über „Heimatstadt“ und „Gemeinsinn“ nachgedacht wird. - Wenn die Stadt uns selbst auch wichtiger „emotionaler“ Bezugsort sein soll. – Wenn eben: lokale Identifikation und lokale Identität wieder hoch angesagt sind!

Und dies ist heute ja der Fall! – Offenbar gerade auch deshalb, weil es dabei gar nicht mehr immer um die „gebürtige Heimatstadt“ geht, sondern vielfach auch um „neue Heimaten“ (!). Mobilität hat unsere Städte vor allem in den letzten 30 Jahren dramatisch verändert. Menschen sind weggezogen und zugezogen. Nahwanderung wie Fernwanderung sind uns heute fast selbstverständlich: wegen Arbeit und Wohnraum, wegen Ausbildung und Liebe, wegen Krieg und Flucht. Und mit Mobilität und Globalisierung löst sich eben auch die alte Raumbindung: Wir werden freier in unserer Wahl von Ort und Heimat – freiwillig, aber oft eben auch: unfreiwillig – durch Mobilität, Migration, Flucht.

In meiner neuen Heimatstadt Berlin sind in den letzten 20 Jahren 1,2 Millionen Menschen zugezogen und 900.000 Menschen weggezogen. Und in der Relation wird sich dies in Reutlingen möglicherweise gar nicht sehr viel anders verhalten. In Reutlingen wie Berlin gilt

dabei, dass gerade die Zugezogenen oft die überzeugtesten „Lokalbürger“ werden, dass sie es sind, die besonderen Wert auf soziale Anbindung und lokale Einbindung legen, in Vereinen und Bürgerinitiativen, im politischen wie im kulturellen Feld.

Für diese Identifikations- und Integrationsarbeit „der Neuen“ spielen die Motive und Stoffe der Stadtgeschichte offenbar eine ganz wesentliche Rolle. Denn die Geschichte generell wie die lokale Geschichte speziell: Beides zusammen scheint Unverwechselbarkeit und Ursprünglichkeit zu garantieren. Also eine spezifische „lokale Authentizität“ in Gestalt von Gebäuden, Plätzen, Erinnerungen. Etwas, was die modernen Fußgängerzonen, Einkaufszentren und Coffeshops eben nicht mehr unbedingt ausstrahlen. In Zeiten der „Globalität“ – man könnte auch sagen: der weltweiten Beliebtheit – von Konsum, Ästhetik und Architektur: In solchen Zeiten bietet auch ein Blick zurück in die Vergangenheit oft Haltepunkte, an denen wir unsere Gegenwart und Zukünfte verankern können.

Deswegen „passt“ das heute eben: die aktive Wiederentdeckung der städtischen Geschichte. Und es „passt“ auch die Wiederentdeckung des Reutlinger „Schwörtags“. Denn solche „Renaissancen“ sind natürlich einerseits als Signal an die eigenen Stadtbürger*innen gemeint: „Wir hier, mit unserer Geschichte ...“ - Solche Formen der lokalen Vergemeinschaftung über historische Motive sind als zivilgesellschaftliche Bewegung wie als emotionales Erlebnis gegenwärtig überall hoch im Kurs.

Andererseits und zugleich ist dies aber auch ein Signal nach draußen. Gerichtet an Investoren wie Medien, an Touristen wie Flüchtlinge: „Seht her, wie wir hier Geschichte mit Zukunft verbinden“ und: „Kommt her!“ – oder eben auch nicht! Denn darin sind sich doch nicht alle Stadtbürger*innen immer einig, wenn es um „das Kommen“ von Touristen, vor allem aber von Flüchtlingen geht.

Und es „passt“ natürlich schließlich auch in die Landschaft, dass es dann eine Oberbürgermeisterin ist, die diese Wiederbelebung städtischer Tradition auf den Weg bringt. Denn dies bestätigt eine meiner wesentlichen Erkenntnisse zur Entwicklung des städtischen Lebens in den letzten Jahren: Frauen prägen immer eindrücklicher das politische und öffentliche Geschehen in unseren Städten: das Rathaus-Leben wie das Straßen-Leben.

Jedenfalls gilt in dieser Hinsicht offenbar immer noch jener historische Grundsatz: „Stadtluft macht frei!“ Auch wenn in der Geschichte und auch in Reutlingen das bis vor 150 Jahren vor allem noch „Freiheiten“ der männlichen Voll-Bürger waren – weniger die der Frauen, der Dienstboten, Gesellen und Arbeiter. Aber immerhin besaß Reutlingen schon eine besondere Freiheit: ein eigenes Asylrecht, das vielen Flüchtlingen aus württembergischen oder anderen Herrschaftsgebieten das Leben rettete. Und das mag uns heute daran erinnern, dass Flüchtlinge keineswegs immer nur die Anderen, die Fremden waren und sind, sondern gerade in Deutschland und in seiner jüngeren Geschichte auch häufig wir selbst bzw. unsere Vorfahren!

„Stadtluft macht frei!“, wird dann aber vor allem das Motto um 1900. Deshalb spricht der große Soziologe Max Weber vom „Duft der Freiheit“, der von den Städten über das platte Land weht -- und der die dörflichen Knechte und Mägde nun auch von dem kleinen Utopien eines selbstbestimmteren Lebens in den Städten träumen lässt. Denn es sind die Städte, in denen neue Ideen und Werte, neue Lebensstile und Konsumformen entstehen. Und es macht für die Mehrheit der Bevölkerung nun einen erheblichen Unterschied aus, ob sie als Fabrikarbeiter oder Näherin nun in Berlin lebt oder in Glienicke, ob in Reutlingen oder in Wannweil. Denn Städte bedeuten nun offener Lebenssituationen und Beziehungsformen,

während in den Dörfern damals nach wie vor eher soziale Kontrolle und Zwangsheirat dominieren.

Was für die einen Hoffnung beschreibt, bedeutet für andere jedoch Bedrohung. So ruft diese neue „Freiheit der Städte“ damals natürlich auch sofort ihre obrigkeitlichen wie bürgerlichen Kritiker auf den Plan. Nicht nur in Großstädten wie Berlin, auch in den sich entwickelnden Industrie- und Mittelstädten wie Reutlingen spricht das einheimische Bürgertum ab der Mitte des 19. Jahrhunderts von den Arbeitern als dem „Flugsand der Industrialisierung“, den es mit wechselnden Jobs mal hierhin, mal dorthin wehe, der also keine rechte Heimat- und Stadtbindung entwickle, sondern als „moderner Nomade“ sich nur nach eigener Opportunität verhalte.

Für die Spießbürger – wie für ihre heutigen Erben im Geiste – waren die Arbeiter damals bedrohliche Migranten und Flüchtlinge, vor denen man besser die Stadttore abgeschlossen hätte. Gleichgültig, ob sie nun Schwäbisch, Bayerisch oder Italienisch sprachen und welche Hautfarbe sie hatten. Ja, für viele Bürger waren die Städte insgesamt, vor allem die großen Städte, „Brutstätten des Lasters“, vermeintlich gefährliche „Asphalt- und Dschungelwelten“, weil sich dort eben nun die Massen versammelten, weil sich dort neue soziale Gruppen und Milieus herausbildeten, weil dort Gewerkschaften und demokratische Parteien entstanden, weil sich dort moralische Maßstäbe und Lebensstile veränderten – kurz: weil dort die alte heile Marktplatz-Bürgerwelt in Gefahr schien und damit eben auch die eigene Status- und Machtposition. Gauland lässt grüßen – und lebt im Unterschied zu Jerome Boateng auch nicht in der Großstadt München bzw. Berlin, sondern in der Residenz- und „Kleinstadt“ Potsdam.

Es ist dies damals, um 1900, in der Tat ein dramatischer Paradigmenwechsel: von der „Marktplatz-Stadt zur Massen-Stadt“, von der kontrollierten „kleinen Freiheit“ zur neuen „großen Freiheit“, von der „Nachtwächter-Stadt“ zur „Nacht-Stadt“, jedenfalls für die Mehrheit der Menschen. Und es ist zugleich die Zeit einer neuen „Stadt-Blüte“, obwohl sie noch unter den Bedingungen harter und schmutziger Fabrikarbeit, engen Wohnens in Mietskasernen, niedriger Löhne und miserabler ökologischer Bedingungen stattfindet. Dennoch: nun erst entwickelt sich jene moderne Urbanität, die dann Grundlage unserer heutigen Stadtkultur wird.

Es ist eine neue Urbanität also, die sich einerseits aus der Tradition der „Europäischen Stadt“ speist, also aus der Tradition der Handwerks- und Handelsstadt, des architektonischen Erbes um Rathaus und Markt und vor allem aus der Tradition eines Stadtbürgertums, das wie in der reichsstädtischen Reutlinger Vergangenheit über viele Formen politischer Selbstbestimmung und lokaler Selbstverwaltung verfügt. Und es ist andererseits und zugleich eine Urbanität, die sich eben auch aus den anwachsenden Formen der Zuwanderung von Menschen, von Waren und von Ideen speist. Denn diese europäische Stadt ist stets auch das Produkt von Migration. Und es ist diese Fähigkeit zur Aufnahme und zur Mischung von Menschen wie Kulturen, die die Stärke dieses Modells der Europäischen Stadt ausmacht.

Auch dies bleibt jedoch immer verbunden mit kontroversen Debatten darüber, wie viel Anderes und Neues, wie viel Freiheitliches und Fremdes es denn nun sein darf. „Freiheit und Fremdheit“: Das ist ein alter und zentraler Spannungsbogen städtischer Geschichte und urbaner Selbstbilder.

So ist es kein Zufall, dass einer der wichtigsten Beobachter der Moderne, der Philosoph und Kultursoziologe Georg Simmel, um 1900 die „Figur des Fremden“ in den Mittelpunkt seiner Beobachtungen rückt. „Der Fremde, der in die Stadt kommt und bleibt“: Das ist für Simmel das Signet von Urbanität und zugleich von Modernität. Denn es ist dieser Fremde, der neue Ideen und Lebensstile mitbringt, der gegen lokale Regeln und Konformität verstößt, der also die lokale Gesellschaft „in Konflikt“ bringt – und damit eben vor allem auch „in Bewegung“, wirtschaftlich, geistig, kulturell. So entwickelt sich damals eine „unternehmende“ wie „unternehmerische“ Stadtgesellschaft – in Berlin wie in Reutlingen: durch zugewanderte Unternehmer wie Flüchtlinge.

„Urbanität“ jedenfalls entsteht als Lebensweise wie als Begriff in dieser Zeit des „großen Aufbruchs“: des Aufbruchs in *die* Städte wie in *den* Städten. Und sie bezeichnet eine regelrechte „Revolution“ nicht nur der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Arbeitsformen und der Architekturen, sondern vor allem eine „Revolution“ auch der sozialen und kulturellen Beziehungen. Denn die Stadt entwickelt nun als gesellschaftliches „Labor“ neue Lebenswerte, Lebensstile und Lebensentwürfe.

Dabei sind es nun vor allem auch die neuen „urbanen“ Zahlen und Dimensionen, die eine ganz entscheidende Rolle spielen: Das „massenhafte“ Zusammenleben, also die Tatsache, dass es in der Stadt eben immer „viele“ genug gibt, die sich als Milieu oder als Gruppe auch präsentieren und durchsetzen können: ob als Schützenverein oder Gewerkschaft, als Vegetarier- oder Turnbewegung, als Musik- oder als Schwulenszene.

Das Entscheidende an dieser neuen Form der Urbanität ist aber, dass all dies nicht mehr „homogen“, sondern sehr „heterogen“ daherkommt. Dass es also um Vielfalt und Unterschied geht, dass sich in diesen Städten viele „Wir's“ und „Die“ herausbilden, unterschiedliche Gruppenformationen und Interessenkoalitionen – und oft eben auch als ein: „Wir gegen Die“.

Aber – und darauf kommt es an – diese Urbanität meint eben auch, dass sich diese „Unterschiede“ in den öffentlichen Räumen der Städte immer wieder begegnen. Dass sie als Personen und Gruppen sich austauschen, sich vermischen und damit auch immer wieder neue Koalitionen bilden. Dass Stadt eben eine Welt der permanenten Begegnung und Verwandlung, der Verhandlung und Konfrontation meint, keine Welt der statischen Ordnung „von der Wiege bis zur Bahre“ wie häufig in Dorfgesellschaften.

In diesem kurzen Blick zurück auf die Zeit vor rund 100 Jahren mag uns heute vieles durchaus bekannt und vertraut vor: urbane Lebensstile und Freizeitformen, öffentliche Zeit- und Raumstrukturen, bunte Stadtbilder und Gemeinschaftsformen.

Doch trotz mancher Ähnlichkeiten soll mein Titel von der „Wiederkehr der Städte“ eher eine etwas andere Betrachtungsweise nahe legen. Nicht die einer kontinuierlichen und linearen Entwicklung der Städte, sondern vielmehr die einer durchaus kontingenten und ambivalenten Entwicklung von Urbanität. Denn eine „Wiederkehr“ setzt in gewisser Weise ja auch vorherige „Wandlungen“ und „Abschiede“ voraus.

Daher möchte ich nach dieser ersten kurzen „Tour d'horizon“ quer durch städtische Geschichten und Gegenwart nun in zwei Schritten diesem „Abschied der Städte“ und ihrer „Wiederkehr“ etwas genauer nachgehen. Im zweiten Teil meines Vortrags nun in einer kurzen *Rückblende* auf die tiefe „Krise der Städte“, erst vor 50, 60 Jahren, um dann und vor allem im dritten und letzten Teil einen *Umblick und Ausblick* auf die heutige „condition

urbaine“ zu wagen, auf die aktuelle Situation der Stadt. - Oder eigentlich genauer: auf die „Gegenwart städtischer Zukunft“.

Denn meine These ist, dass wir uns gegenwärtig in der Phase der Entstehung einer neuen Stadtgesellschaft und Stadtkultur befinden, also – pathetisch formuliert – am Beginn einer neuen stadtbürgerlichen und zivilgesellschaftlichen „Zukunft der Städte“.

2. Kurze Rückblende: „Krise der modernen Stadt“

Ganz grob gesprochen, dauert diese eben beschriebene „Blüte“ der „modernen“ Stadtgesellschaft und Stadtkultur in Europa zunächst nur eine kurze Spanne: vom späten 19. Jahrhundert bis in die 1930er-Jahre.

Denn dann zerstören Nationalsozialismus und Weltkrieg nicht nur die bauliche und architektonische Substanz vieler Städte in Deutschland. Sie zerstören vielmehr auch die soziale Architektur und die kulturelle Lebenswelt der Stadtgesellschaften, die eben immer das völlige Gegenstück waren zu „Volksgemeinschaft“ und „Rassenreinheit“, zu „Disziplin“ und „Konformität“. – So zerstören die Nazis vor allem: „Urbanität“ als Lebensstil!

Und dies gilt ja keineswegs nur für Stadtlandschaften und Stadtgesellschaften in Deutschland. Die „terroristische Gleichschaltung“ der Informationen und Gefühle, der Presse und Organisationen, der Architekturen und Lebensstile führt zu substantieller Zerstörung in Europa insgesamt - von Sankt Petersburg bis Rom, von Marseille bis Warschau.

Nach 1945 kommt zur materiellen und ideologischen Zerstörung von Stadt und Stadtgesellschaft durch Nationalsozialismus und Weltkrieg ein zweiter Faktor hinzu: ein neues Stadt-Konzept, das kaum weniger zerstörerisch wirkt. Es ist die Idee einer phoenixhaften Stadt, die aus Ruinen neu entsteht und die nun ganz das Signet der industriellen und architektonischen Moderne tragen soll: die „autogerechte Stadt“, die sich in Gestalt von Beton- und Industrie-Architektur, von Straßenschneisen und Parkhäusern, von Shopping-Malls und Fußgängerzonen verwirklicht.

Vieles davon ist übernommen aus den USA. Und es wird nicht nur in Großstädten adaptiert, sondern auch in den Mittel- und Kleinstädten. Unter- und Überführungen von Straßen oder Bahngleisen, Parkhäuser und Banken, Rathäuser und Stadthallen werden nun buchstäblich in den Stadtraum „hinein-betoniert“ und „hinein-zementiert“. Gerade Linien statt schnörkeliger Ornamente, Schalbretter statt Holzbalken, Verbundglas- statt Holztüren, grau statt Farbe – so lautet die Devise der Planer und Architekten. „Weg mit dem Alten – Endlich modern!“ heißt das Ziel.

Und dieses Konzept richtet in manchen deutschen Städten nach dem Krieg fast noch mehr stadtlandschaftliche wie gesellschaftliche Schäden an, als es die Bombennächte des Zweiten Weltkriegs vermocht hatten. Das alte Westberlin bietet dafür dramatische Beispiele. Und auch in Reutlingen ist ja noch einiges aus dieser Zeit der „Betonmoderne“ zu finden: Interessantes, aber eben auch viel Hässliches.

Beides zusammen, zwölf „NS- und Kriegsjahre“ plus 20 Nachkriegsjahre „Stadt-Neubau“ bewirken jedenfalls eine tiefe „Krise der Stadt“. Denn ein dritter Faktor kommt noch hinzu, der diese Krise noch „von innen“ heraus verschärft: die nun breit einsetzende Privatisierung, Individualisierung und Konsumorientierung der Lebensstile. In der „zweiten“ Nachkriegszeit nun, also in den 1960er- und 70er-Jahren, geht es nicht mehr primär um „Aufbau“ sondern um „Ausbau“. Die Älteren unter uns werden sich daran erinnern: an den Wechsel vom VW-

Käfer zum komfortableren Opel Kapitän, an neue Sofaecke und tonnenschweren Farbfernseher, an den Ausbau von Party- und Hobbykellern, an den neuen Luxus von Tennisstunden und Marken-Jeans ...

Darin drückt sich eine starke Tendenz zur „Privatisierung des Lebens“ aus. Die Freizeit verbringt man nun lieber zwischen den eigenen, liebevoll eingerichteten vier Wänden verbringt. Die Kinder sollen eher weg von der Straße, hinein ins pädagogische Training von Kindergärten oder Kinderläden. - Mein Auto, mein Haus, mein Carport, mein Verein, mein Urlaub: Da beginnen viele nun eben damit, „ihr eigenes Ding zu machen“. Vom „Leben draußen“, in der Öffentlichkeit und auf der Straße, hält man umgekehrt entsprechend wenig. Selbst der nun beliebte Besuch im italienischen Eiskaffee „Venezia“ führt nicht etwa auf eine schöne Terrasse draußen, sondern ins Innere, hinter die Stores. Denn Cappuccino, Campari oder Eisbecher am hellen Nachmittag, das wäre ja „Dolce Vita“, also schwäbisch „Faulenzer-Leben“. Wo am Nachmittag doch Arbeit und Fleiß zu demonstrieren sind – auch hier, im „schaffigen Reutlingen“.

Der Psychiater und Gesellschaftskritiker Alexander Mitscherlich warnt damals, 1965, vor einer neuen „Unwirtlichkeit der Städte“. Die Stadt als reine Arbeits-, Verkehrs- und Funktionswelt „beherberge“ die Menschen vielleicht noch. Sie „beheimate“ sie aber nicht mehr.

Und die Menschen ziehen daraus ihre Konsequenzen: Wer es sich leisten kann, verlässt die dreckige, laute und inzwischen oft auch gefährliche Innenstadt, zieht hinaus ins Grüne. Zurück bleiben die sozial Schwachen, die „Gastarbeiter“ und Flüchtlinge, und in manchen Städten eben auch die Studierenden, die den nun billigen zentralen Wohnraum für sich entdecken.

Das ist in Berlin so. Das ist ein wenig wohl auch in Reutlingen so. Und das ist vor allem auch in New York so. Das Jahr 1971 wird dort nämlich gleichsam zum dramatischen „Krisen- und Wendejahr“ für diese Entwicklung. - Sie alle kennen jenes T-Shirt „I love New York“, dieses schon klassische Statement für Stadt-Fans, das auch längst alle Mittel- und Kleinstädte für ihre Stadtwerbung nutzen: „I love Bottrop“.

Für alle ist dieses T-Shirt heute Symbol wie Synonym für attraktive und stolze Urbanität. – Eben für eine Stadt und Stadtkultur wie die des „Big Apple“. -- Damals jedoch bedeutet dieses T-Shirt etwas ganz anderes. Es ist nämlich das gemeinsame Produkt einer Künstlergruppe und der New Yorker Stadtverwaltung, die damit einen Hilferuf starten: „I love New York“ als das letzte Lebenszeichen einer sterbenden Stadt, die in Verkehr und Schmutz, Spekulation und Kriminalität unterzugehen droht. Und die Botschaft lautet: „Geht nicht weg! Lasst uns und die Stadt nicht allein!“

Im selben Jahr, 1971, appelliert der Deutsche Städtetag in ähnlich dramatischer Weise: „Rettet unsere Städte jetzt!“ Und in dieser Situation, in dieser historischen Krise der Stadt, wird in den 1970er-Jahren nun endlich erkannt: nicht die neuen Pläne, nicht die neuen Baustoffe, nicht neue Funktionsbauten machen die Stadt aus! Vielmehr sind es die Menschen: ihre Tätigkeiten, ihre Alltage, ihre Beziehungen – und eben auch: ihre Geschichten und Gefühle - ihre „Lebensgefühle“ in der „Lebenswelt Stadt“.

Und diese Stadt soll nicht „unwirtlich“ sein, sondern „wirtlich“: offen, aufnahmebereit, heimelig. Sie soll enge Beziehungen unter den Menschen ermöglichen wie deren enge Beziehung zu „ihrer“ Stadt. Und als der „Stoff“ wie der „Weg“ solcher engen und vielfältigen

sozialen Beziehungen wird nun „Kultur“ ausgemacht. Kultur gleichsam als die „Software“ der Gesellschaft, ohne die nichts geht und ohne die Integration nicht stattfinden kann. – Nicht nur die Integration von Migranten oder Flüchtlingen (die es auch schon in den 1970er Jahren überall gibt – gerade auch im Neckartal), sondern die „Integration von allen und für alle“, in einer sich zunehmend „individualisierenden“ und „segregierenden“ Gesellschaft.

Dagegen nun soll „Kultur“ antreten, helfen, heilen. „Kultur für alle!“ lautet daher auch der Schlachtruf des Frankfurter Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann, der damit auf die besonderen Bildungskräfte wie Bindungskräfte der Kultur aufmerksam macht. Und „Kultur“ meint nun eben nicht mehr nur die Hochkultur der Schillers und Goethes, der Theater und der Opern. Vielmehr ist damit nun auch eine „Soziokultur“ gemeint, eine neue Auffassung von der kulturellen Produktivität aller sozialer Gruppen und Räume. Opernbesuch und Rockkonzert, Vereinsarbeit und Geschichtsarbeit, Esskultur und Jugendkultur, amerikanisches Bowling und italienisches Boccia-Spiel: Kultur soll nun in allen Variationen und auf breiter Klaviatur gespielt werden.

Genau dies geschieht nun. Es vollzieht sich das, was wir heute rückblickend die „Kulturalisierung der Städte“ nennen. Kulturelle Programme, Aktivitäten, Institutionen und Organisationen werden systematisch in den Stadtraum implementiert, zunächst in der Gestalt einer „Kulturalisierung von oben“, also in der Gestalt von staatlichen wie kommunalen Kulturprogrammen. In aller Kürze lässt sich dies vielleicht so periodisieren und typologisieren:

Es beginnt in den 1970er-Jahren mit der „Festivalisierung“ der Stadtkultur. Jazz- und Folk-Festivals, Literatur- und Dialekt-Tage, Theater- und Film-Festivals schaffen neue Anlässe, um zusammenzukommen, sich zu engagieren, neue Interessen und Selbstbilder zu formulieren.

In den 1980er-Jahren folgt konsequent die „Institutionalisierung“ der Stadtkultur: Die neuen Ideen und Formen bauen sich nun auch neue Strukturen und Häuser. Tausende von Stadtmuseen, soziokulturellen Zentren und anderen Kultureinrichtungen werden nun gebaut, bespielt – und vor allem: auch haushaltlich abgesichert.

In den 1990er-Jahren entwickeln sich dann die Tendenzen der „Eventisierung“: Größere und anspruchsvolle Kulturevents soll die Attraktivität der Stadt, vor allem der Innenstadt erhöhen, für Einheimische wie für internationale Touristen, mit „Klassikkonzert“ auf dem Marktplatz oder mit Christos Verhüllung des Berliner Reichstags.

Und in den 2000er-Jahren formiert sich schließlich mein Lieblingstrend, die „Mediterranisierung“ unserer mittel- und nordeuropäischen Innenstädte, also die systematische „Verstrandung und Verpalmung“ der City, die nun an Stadtstränden und in Straßencafés, auf Marktplätzen und in Uferlagen systematisch vorangetrieben wird. Den Berliner Palmenbestand – von 50 cm Stammhöfe aufwärts – schätze ich in diesem Sommer auf 300-400.000. In Reutlingen werden gewiss auch 4000–5000 palmenartige Gewächse zusammenkommen (fangen Sie morgen einfach mal an zu zählen). Jedenfalls ist nun „Outdoor-Leben“ angesagt: Liegestühle und Sonnenschirme, Caipirinha und Weg-Bier, Sich-Treffen und Draußen-Essen, auch bei kühleren Temperaturen: „Frösteln gilt am Reutlinger Mittelmeer nicht ...“.

Bei diesem dramatischen Wandel von Stadtkultur und Stadtraum spielen neue Bedürfnisse nach öffentlichen Leben und nach sozialer Vergemeinschaftung eine ganz starke Rolle. Und

diese Bedürfnisse kommen nicht von ungefähr. Vielmehr sind sie die Folge eines Prozesses der „Kulturalisierung von unten“, also einer städtischen Bewegung, die ihrerseits die „Kulturprogramme von oben“ inzwischen aufgenommen und begleitet hat.

Dies geschieht ebenfalls seit den 1970er-Jahren, auch nur in Stichworten: In Gestalt von lokalen Sozial- und Geschichtsbewegungen, Musik- und Kulturinitiativen, Ökologie- und Frauenbewegungen nehmen den „Kultur-Ball“ auf und spielen ihm nach eigenen Strategien weiter. Es werden „alternative“ Kulturinitiativen und Kulturzentren gegründet. Und die alleinige „Deutungshoheit“ der Rathäuser im Kulturbereich wie bei Zukunftsplanungen wird nun dadurch infrage gestellt, dass neue lokale Kommunikations- und Mobilisierungsformen entstehen. Es beginnt sich eine neue „kommunale Öffentlichkeit“ zu formieren, in eigenen Initiativen, mit eigenen Projekten und mit eigener Expertise.

Hier, vor Ort, ist dies ja leicht nachvollziehbar: Was wäre das Reutlinger Stadt- und Kultur-Leben heute ohne: die Theater-, Geschichts- und Museumsinitiativen vom Theater in der Tonne bis zum Stadtmuseum, aber auch ohne Jazz-Festivals und Straßencafés, ohne Sportszene und Jugendclubs? Und vor allem ohne die „sozialen Akteure“ dabei: ohne die Vereine und Initiativen?

Dies alles waren und sind ja eben die „Keimzellen“ von lokalen Alternativszenen, von Öko-Bewegungen, von Bürgerinitiativen, von sozialen Netzwerken. Und auf deren Traditionen und Formationen setzt dann unsere heutige Zivilgesellschaft vielfach räumlich wie sozial wie symbolisch auf. Dies ist nun „unsere“ Stadtgesellschaft, die von Reutlingen bis Berlin als ein „Raum der Lebensstile“ daherkommt, als eine urbane Lebenswelt, in der wir „uns“ und „unsere identitären Praktiken“ neu verhandeln und ausleben: Von Mode und Musik über Körper-Styling und Esskultur bis zum sozialen und politischen Engagement. Und dabei geht es – zum Beispiel in der Esskultur – nun eben nicht mehr primär um lokale Spätzle- und Maultaschen-Identitäten, sondern längst auch in Reutlingen um „global Food“ á la „Veggie, Vegan und Palão“: „Ich bin, was ich esse, welche Musik ich höre, welche Frisur, Mode, Tätowierung ich trage ...“

3. Die Stadt heute und morgen: eine glückliche Zivilgesellschaft?

Damit jedoch vollzieht sich erneut ein dramatischer „Paradigmenwechsel“: Weg vom industriellen Leitbild der „fordistischen Stadt“ als effizienter Arbeits- und Verkehrswelt, hin zur „postfordistischen Stadt“ als Lebens- und Freizeitwelt. - Und damit zu einer Stadtgesellschaft, in der nun eben auch genießende, entspannte, vielgestaltige Lebensstile als völlig legitim erscheinen. Nach dem „Fordismus“ hält der „Hedonismus“ in unseren Städten Einzug. Und seine unübersehbaren Vorposten und Botschafter sind eben etwa Stadtstrände und Vegane Restaurants, Coffee to go und Aperol Spritz.

Damit entstehen aber auch neue Mischungen und Koalitionen aus bislang oft Unterschiedlichem und Gegensätzlichem. Wenn sich etwa Konsumismus und Aktionismus, wenn sich Hedonismus und Engagement gerade auch in den zivilgesellschaftlichen Bewegungen wie den Sozialen Netzen unserer Tage verbinden. – Oder wenn sich die urbanen Netzwerke in ihrer technischen wie thematischen Architektur zwar „global“ orientieren, sich in ihrer praktischen und politischen Arbeit jedoch „lokal“ formieren, eben als Bürger-, Stadt- und zivilgesellschaftliche Initiative „vor Ort“.

Mit diesem Paradigmenwechsel erhält die Stadtlandschaft zugleich auch eine neue „räumliche“ Ordnung und Logik. Denn unsere heutige „zivile“ Stadtgesellschaft schreibt auch

ihre jeweilige „Stadt-Karte“ in vieler Hinsicht um und neu. „Stadt“ wird als physischer Raum wie als symbolische Karte neu vermessen. Und zwar in durchaus unterschiedlichen Karten-Formaten: Je nachdem, welcher Generation oder welchem Geschlecht ich angehöre, welche Lebensstile und welche Freizeitformen ich bevorzuge, welche Kommunikations- und Gemeinschaftsformen ich suche.

Das kommt einer „Kultur-Revolution“ in den Städten sehr nahe: Stadt als „Lebens-Welt“ statt „Arbeits-Welt“, als „Sozial-Raum“ statt „Massen-Raum“, als „Kultur-Landschaft“ statt „Verkehrs-Landschaft“! – Oder: kurz und bündig: „Wir sind die Stadt!“ – als bürgergesellschaftliche Antwort auf alte Frage: „Wem gehört die Stadt?“.

So sind wir heute alle fast süchtig nach einem städtischen Leben, in dem Vorstellungen von öffentlichen und gemeinsamen Stadträumen, von sozialer Mischung und kultureller Vielfalt, vom Draußen-Sein und von Naturnähe eine ganz zentrale Rolle spielen. Nichts spiegelt diese Bedürfnisse deutlicher wieder als der neue Riesenmarkt der „Stadt-Apps“ – die uns durch die neuen Stadt-Landschaften „navigieren“ – zuhause wie unterwegs.

Wir wollen - als Einheimische wie als Besucher – einfach das sichere Gefühl haben, dass dies tatsächlich „unsere“ Stadt ist. - Nicht mehr die Stadt der Parkplätze und Schnellstraßen, der Architekten und Ordnungsämter, sondern die Stadt von allen und für alle. - Mit Parkbänken und grünen Nischen, mit Treffpunkten und Promenaden, mit Straßencafés und Spielplätzen, mit Raum für Events wie für Demonstrationen.

„Party“ und „Politik“ gehen dabei in den öffentlichen Räumen unserer Städte immer häufiger zusammen und oft ineinander über. Und gerade dies – die Vermischung und Verwischung - ist heute ein Charakteristikum spätmoderner Stadtlandschaften wie spätmoderner sozialer Bewegungen. Auch das in den Klein- und Mittelstädten traditionell so starke „Vereinswesen“ taucht nun zunehmend aus dem Dunst seiner Stammtische auf und nimmt neue Rollen an. Nicht wenige Vereine haben bereits damit begonnen, sich „stadt-öffentlich“ neu zu definieren und „zivilgesellschaftlich“ neu zu engagieren – von den Fussball- bis zu den Gesangsvereinen – in der Stadtkultur wie in der Flüchtlingsarbeit.

Auch „Naturnähe“ soll in der Bürger-Stadt nun neu hergestellt werden: über neue Konzepte für Parks und Flusssufer, aber auch über kleine Initiativen von Baumscheiben-Patenschaften bis zum Urban Gardening. – Dahinter stehen Vorstellungen einer neuen „Re-Naturierung“ und „Ökologisierung“ der Stadtlandschaft, die zukunftssträchtig sind – die manchmal aber auch durchaus kuriose Züge tragen: wie in manchen „Urban-Gardening-Projekt“. – Die Stadt zu „begrünen“ wird jedenfalls zur romantischen „Manie“, auch wenn sie sich ökologisch wie stadtgärtnerisch in der Tat gut begründen lässt.

Und auch „Regionalität“ spielt nun eine neue Rolle. Nicht mehr als eher sekundäre oder tertiäre Tugend, die mit dem Verweis auf regionale Geschichte, Mentalität, Dialekt oder Küche stets eher defensiv daherkam. - Im Grunde genommen trotz neuer Heimatliteratur, Dialektdichtung und „Lindenhöfe“ doch stets noch mit dem Stempel und Signet des Provinziellen versehen.

Nun hat sich dies deutlich verändert. Es erscheint gleichsam als eine Art von „Wiederkehr des Regionalen“ vor allem und interessanterweise gerade auch in den Großstädten. Die haben nämlich damit begonnen, „Regionalität“ nun ihrerseits als Mittel der Selbstdarstellung, als eine Art von unverwechselbarem Profil neu für sich zu entdecken. Unter den Bedingungen einer wachsenden „Internationalisierung“ (und damit oft: „Uniformierung“)

urbaner Räume und Lebensstile nutzen sie regionale Kultur und Geschichte in der Politik wie in der Werbung als neues „symbolisches Kapital“, als Verweis auf einen spezifischen „genius loci“, auf eine eigene lokale und regionale Identität.

In Stuttgart wie in Reutlingen gilt daher das Schwäbische nicht mehr wie früher als ein genetischer Defekt – „Entschuldigung, so sind wir halt!“ – sondern eher als Ausdruck neuer Stärke und Bodenverbundenheit, eben als eine andere Art von „Authentisch-Sein“. Auch hier durchaus im Sinne der ebenso feinsinnigen wie erfolgreichen schwäbischen Werbestrategie: „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Ein Motto, das Regionalität listig in eine neue Balance bringt, zwischen einer gewissen neuen Arroganz des Bodenständigen einerseits und selbstironischer Bescheidenheit andererseits.

Das beschränkt sich natürlich keineswegs auf Schwaben. Und es geht auch derber. So hat ein Unternehmer im schönen Bönningen in Westfalen ein Roman-Motiv des Ruhrgebiet-Schriftstellers Frank Goosen aufgenommen. Und er hat daraus einen ausgesprochen bildstarken Satz für seinen Heimatort ausgewählt und in Plakat-Form bringen lassen: „Bönningen, Kreis Unna. Woanders is´ auch Scheiße!“ Diese Plakate wurden auch in Bönningen selbst aufgehängt. Und sie wurden dort von den Einheimischen begeistert aufgenommen, weil richtig verstanden: als eine flapsig-selbstironische Liebeserklärung an die Heimat.

Jenseits des derben Spruchs scheint mir diese Anekdote aber auch in anderer Hinsicht durchaus aufschlussreich. Denn Bönningen ist immerhin auch eine Stadt, wenn auch eine kleine. Und Liebeserklärungen an Städte blieben früher den Schriftstellern überlassen. „Stadt-Poesie“ war romantischer Luxus, eher abwegig, angesichts der eher „prosaisch-rauhen“ Stadtwelten. Auch dies hat sich mittlerweile geändert: Lokalseiten wie Internet-Blogs sind längst voll von Liebeserklärungen „urbaner Amateure“, also von uns als „Fans“ der Stadtkultur. Weil wir uns unseren Städten in neuer Weise verbunden fühlen – nicht mehr im engen „spießbürgerlichen“ Sinn, sondern in einem offeneren „stadtgesellschaftlichen“ Gestus. Weil wir damit auch neue „Wir-Gefühle“ und neue „Wir-Bilder“ entwickeln.

Dies ist gewiss gut für uns. – Für unsere neuen Beheimatungsgefühle – heute gerade oft „mitten“ in der Stadt!

Doch: Ist es auch gut für unsere Städte? – Oder: Lieben wir unsere Städte vielleicht buchstäblich zu Tode? Weil wir uns nun fast zu sehr mit ihnen verbunden fühlen? Weil wir sie eben als „unsere Lebenswelt“ betrachten, die sich daher auch gefälligst „unserem Lebensentwurf“ anpassen soll? Und da wir unsere Lebensentwürfe alle paar Jahre dramatisch verändern, muss sich auch die Stadt als unser Lebensumfeld deshalb dramatisch wandeln.

Ungefähr so: Wenn wir um die 20 sind, sollten Club, Party und Event möglichst um die Ecke sein. Mit Mitte 30 braucht die sich settelnde Kleinfamilie mit Kleinkind absolute Ruhe, nahe Kita und Sicherheit fürs Kinderfahrrad. In den 50ern haben Mann und Frau dann doch gerne Theater und Buchhandlung in fußläufiger Entfernung. Und nochmal 20 Jahre später soll bitte alles rollator-gerecht sein. All diesen wandelnden Bedürfnissen soll sich die Stadt gefälligst anpassen: vor Ort, rings meine Wohnung herum, je nach Lebensabschnitt. – Weil´s mit hier gefällt! Früher hätten wir dafür vier Mal umziehen müssen. Denn da mussten *wir* uns noch der Stadt anpassen, nicht: sie sich uns!

Ähnliche Anspruchshaltungen zeigen sich auch in anderer Hinsicht. Denn in den aktuellen Prozessen städtischer „Kulturalisierung“ und „Vergemeinschaftung“ fallen zwei Tendenzen

auf, die teils gegenläufig verlaufen, sich teils ergänzen, einerseits eine zunehmende „Vernachbarschaftlichung“ des Stadtlebens, also eine Orientierung hin zu eher überschaubaren Lebenswelten und kleinen Räumen, und andererseits die Bezugnahme auf die „Stadt als Ganzes“, gleichsam als identitäre Positionierung (in der Fankurve im Fußballstadion wird dann gesungen: „Steht auf, wenn Ihr Reutlinger seid“, auch wenn das rhythmisch nicht so ganz hinhaut).

Als „Vernachbarschaftlichung“ oder „Verdörflichung“ wäre jener Trend zu skizzieren, den eigenen und engeren Sozialraum intensiver wahrzunehmen, in gewisser Weise auch Verantwortung dafür zu entwickeln, ihn freilich wohl auch kontrollieren zu wollen. Dies hängt auch mit neuen Verweilzeiten wie Besitzformen zusammen: Da viele innerstädtische Quartieren inzwischen als attraktiv gelten, da in ihnen neuer Wohnraum immer schwieriger zu bekommen ist und da dort deshalb wieder längere Lebensphasen in Miete oder im Wohneigentum zugebracht werden, ziehen wenige weg und wenige zu. Die früher doch oft mobilen Städter werden so zu „Sitzenbleibern“.

In meinem Kreuzberger Kiez geht es mittlerweile zu wie beim Beamten-Mikado: Wer sich bewegt, verliert. Wer also wegziehen will, verliert die Wohnung und mit ihr seine Kreuzberger Identität. Und im Nachbarbezirk Neukölln, lange verschrien als sozialer Brennpunkt, tragen nun junge MMH's (Menschen mit Migrationshintergrund) den Button: „I kiss Neukölln“. Er soll ihren Stolz auf ihr wildes Viertel symbolisieren. Und „I love NY“ lässt natürlich grüßen.

Die Identifikation mit der „Stadt als Ganzem“ wiederum hat offenbar umgekehrt mit neuen Mobilitäten zu tun. Der Städtetourismus boomt. Beständig sind wir im Urlaub wie beruflich im „Easy-jet-Set“ unterwegs in andere Städten und Regionen. Dabei vergleichen wir die Städte, ihre Landschaften, ihre Kulturangebote, ihre Atmosphären.

Bestärkt werden wir bei diesem „Ranking“, bei diesem Vergleichen, durch Reiseführer und durch Internetdebatten. Und die Städte selbst tun mit Werbung und Imagekampagne das Nötige dazu, um diesen neuen Lokalstolz weiter zu befördern. Selbst kleine Städte haben ähnlich wie viertklassige Fußballvereine mittlerweile regelrechte Fan-Gruppen. Und dieser neu „Lokalpatriotismus“ – darauf kommt es hier an – ist eben in der Tat zunehmend nicht mehr nur ein „senioriges“ Phänomen, weil wir Älteren es daheim eben am besten finden. Vielmehr ist es nun auch ein jugendkultureller Trend: wie eben „I kiss Neukölln“.

Auch darin also deutet sich eine neue urbane Ambivalenz an: Die kleine Einheit „Quartier“ und die große Einheit „Stadt“ geraten als zwei unterschiedliche Ordnungssysteme städtischen Lebens mitunter auch in unmittelbaren Konflikt.

Dies geschieht vor allem dort, wo sich in den Städten „Parallelgesellschaften“ herausbilden. Und dies vollzieht sich gegenwärtig. Allerdings in anderer Form, als meist in Politik und Medien diskutiert.

Mit „Parallelgesellschaften“ meine ich nämlich keineswegs vor allem migrantische Milieus, die sich in Duisburg oder Neukölln angeblich abkoppeln von der Restgesellschaft. Gewiss: Es gibt ein paar arabischen Clan-Gruppierungen, die jedoch eher „Kriminalität“ als soziale „Segregation“ verkörpern. Es gibt einige islamische Gemeinden um salafistische Hassprediger (die im Zweifelsfall hinter Gitter gehören). Und es gibt vereinzelt auch „abgehängte“ Sozialmilieus, die aber eher durch „Armut“ und „Bildungsferne“, als durch ethnische „Herkunft“ charakterisiert sind. Insgesamt jedoch finden sich solche Phänomene extrem selten, nur im Promille-Bereich der lokalen Gesamtbevölkerungen.

Nein, die Gefahr von aktiven „Parallelgesellschaften“ droht heute weniger „von unten“ als vielmehr „von oben“ und „aus der Mitte“. Sie zeigt sich in unseren Städten weniger in der Gestalt von „Sozialghettos“ als vielmehr in der von „Gated Communities“, also von quasi „verbotenen“, weil für die Masse der Bewohner eher unzugänglichen „Stadt-Residenzen“ und von „bewachten Gemeinschaften“. Unzugänglich sind sie, weil sie durch „Exklusivität“ geschützt werden: nicht unbedingt durch hohe Mauern und Stacheldraht, jedoch durch extrem hohe Immobilienpreise und Mieten, durch den Sonderstatus privater Kapitalanleger und Wohnanlagen, durch Privatstraßen wie Sicherheitsdienste. In Paris, London oder Prag sind die Auswirkungen dieses Prozesses bereits zu besichtigen: touristisch hoch frequentierte, aber sozial „tote“ Innenstädte.

Es ist ein räumliches Konzept der „sozialen Distinktion“, also der strategischen Abgrenzung und Abhebung einer Bevölkerungsgruppe durch exklusiven Lebensstil und Geschmack, das hier im Stadtraum zur Anwendung kommt. Und dies bedeutet eben in der Tat: systematische „Segregation von oben“, also soziale Abkapselung in privaten Wohn- und Gartenanlagen, in privaten Kindergärten und Schulen, in besonderen Fitnessstudios und Tennisclubs, durch teure Designer-Boutiquen und Kunstgalerien. Und all dies eben – das ist entscheidend – oft „mitten“ in der Stadt, also in „bester Lage“, aber abgeschottet gegen junge und laute Einheimische, gegen Touristen und die ärmere Rest-Stadt. Und der „soziale Riss“ öffnet sich dabei zwischen den unteren und den oberen städtischen Mittelschichte.

Mit diesem Phänomen bewegen wir uns natürlich im Wirkungsfeld dessen, was wir heute längst selbstverständlich „Gentrifizierung“ nennen. Als „Gentrifizierung“ wird bekanntlich ganz pauschal jener Fahrstuhleffekt beschreiben, der in unseren Städten in den letzten Jahren so massiv wirkt: nämlich jene Dynamik der kulturellen Aufwertung von Stadträumen und Nachbarschaften, die sich dann sehr rasch in ökonomische und soziale Formen umsetzt.

Kurz gesagt: Eine Straße oder ein Stadtviertel wird durch die soziale Vielfalt der Anwohner und durch ihre kulturellen Aktivitäten aufgewertet. Dann folgt die Ansiedlung von Cafés, Kneipen und Läden und die Aufhübschung durch bauliche Gestaltungsmaßnahmen. So wird der Raum attraktiver – für Leute, die dieses Stadtleben lieben – aber eben auch für Anleger und Spekulanten. Steigende Mieten und Immobilienpreise verdrängen dann Alteingesessene.

Als bittere Ironie erscheint dabei, dass diese Aufwertung ja erfolgt, *weil* die soziale Mischung und die kulturelle Vielfalt bestimmte Quartiere geschätzt werden. Deshalb kommen die Privatkäufer wie die Anlagekapitalien ja dorthin. Weil sie aber kommen, verlieren die Quartiere dann durch die damit verbundenen räumlichen wie ökonomischen Verdrängungseffekte ihre Lebendigkeit und ihren Reiz. Und wer sich vorher leisten konnte, sich hier einzukaufen, verkauft nun wieder und macht sich einfach auf den Weg zum nächsten hippen Stadtbezirk.

„Nomadisches Verhalten“ prägt eben keineswegs nur die Raumbewegung von Jüngeren, von Migranten und von sozial Schwachen, die wegen der Kosten und der Gentrifizierung in ärmere Bezirke abwandern müssen. Gerade auch die wohlhabenden Hipster und die reichen Senioren übernehmen vielfach ungern „urbane Verantwortung“ in dem Sinne, dass sie ihre Domizile öffnen und ihre Stadtbürgerschaften „nachhaltig“ pflegen. So bilden *sie* heute in gewisser Weise einen „Flugsand der Spekulation“, der sich von Stadtviertel zu Stadtviertel

oder von Metropole zu Metropole weiter wehen lässt, je nachdem, wie sich lokale Atmosphäre und Rendite-Klima anfühlen.

In diesem Prozess der Gentrifizierung bilden „Gated Communities“ die gleichsam krebsartigen Zellen, die ihre Energie und Lebensfähigkeit aus dem Reservoir des städtischen Organismus beziehen, die ihn damit aussaugen und konsumieren. Wie im Fußballstadion die Prominenten-Lounges nur durch das Leben in den Fankurven attraktiv sind, so sind die Exklusiv-Quartiere in den Städten es nur durch die lebendigen und quirlige Rest-Stadt. Doch während wir in den Stadien höchstens stundenweise leben, tun wir dies in der Stadt immer und oft lebenslang.

Deshalb ist es so wichtig und richtig, dass der Umgang mit Stadträumen und die Zukunft der Stadtpolitik heute auch in Konzepten von „Gemeinwohl“ und „Commons“ diskutiert wird. - Also entlang von Vorstellungen, in denen der Stadtraum als gemeinsame lokale Ressourcen verstanden wird, wie das frühere gemeinsame Weideland der „Allmende“ (im Engl.: Common).

Denn der „öffentliche Raum“: Das ist der Lebensnerv unserer Städte. Wobei wir natürlich wissen, dass die öffentlichen Räume nicht einfach völlig „offen“ sind, sondern dass auch bei ihnen die Zugänge immer wieder geregelt werden: durch politische oder polizeiliche Kontrolle, durch Eintritt oder Konsum-Pflicht, durch sozial- oder kulturräumliche Prägung. In der teuren Berliner Fasanenstraße *wollen* eben auch gar nicht alle Berliner einkaufen gehen. Das Klima in den Edelboutiquen ist vielen dort „fremd“.

Es gibt in unseren Städten also sehr wohl eine „Ordnung öffentlicher Räume“, die über einen symbolischen und kulturellen Code funktioniert. Und wir kennen diesen Code und wissen daher fast automatisch, wo wir Zugang finden wollen und können. Denn sonst fühlen wir uns buchstäblich „fehl am Platze“, eine ganz bezeichnende räumliche Symbolik und Metapher.

Dieses implizite Wissen jedoch machen wir uns nur selten explizit klar. Sonst würden wir noch sehr viel intensiver über diese kognitive „Stadt-Karte“ diskutieren, der eben eine Art von sozialem und kulturellem „Mapping“ zu Grunde liegt: also ein permanentes „Kartenlesen und Navigieren“. Und dieser „Stadt-Navi“ strukturiert die Stadträume in soziale Zonen, deren Grenzen meist entlang von Trennungen verlaufen, zwischen „Wir und Die“, zwischen „Uns und Denen“. Also etwa „uns“ (Einheimischen, Älteren, Männern, Wohlhabenden) und „denen“ (Jugendlichen, Touristen, Frauen, Flüchtlingen).

Doch: Je starrer diese städtische Raumordnung beschaffen ist, desto weniger ermöglicht sie sozialen Kontakt und kulturelle Vielfalt. Und umso mehr dominiert die Haltung des NIMB: „Not in my backyard“ – ins Schwäbische übersetzt: „Net in meim Gärtle!“ Diesen Satz hören Musikclubs wie Skater-Gruppen, Fest-Initiativen wie Flüchtlingsheime heute überall und zur Genüge. – Immerhin wird der damit verbundene Verlust an Offenheit und Lebendigkeit drinnen wie draußen durchaus registriert: Städte wie Dresden, die zur Bühne für PEGIDA werden, sind für junge Einheimische wie Touristen wie junge Flüchtlinge nicht mehr attraktiver „Fluchtpunkt“ sondern zunehmend gefährlicher „Fluchtraum“. – Dort wird weggezogen!

Ohne klare gesellschafts- und raumpolitische Gegenkonzepte also ist der Kampf gegen die ökonomische „Gentrifizierung“ wie gegen die generationelle „Mumifizierung“ unserer Städte fast aussichtslos. Der Markt allein regelt es jedenfalls nicht. Dazu sind die zentrifugalen

Kräfte zu stark, die sich mittlerweile aus divergierenden Lebensstilen und Gruppeninteressen ergeben.

An diesen Lebensstilen und Gruppeninteressen sind wir freilich alle mitbeteiligt. Mit unserem großen Bedarf: an Wohnraum: 1950 – 15 m² pro Kopf, 2015 – fast 50 m²; an Konsum: vom Coffe to go bis zum Edelrestaurant; an Stadt-Grün: möglichst viele Parks, möglichst wenige Mauern; an Kultur: möglichst viele Theater und Events. Dies alles macht städtische Räume wert und teuer, natürlich gegen unseren Willen und hinter unserem Rücken. Doch verzichten wollen wir darauf auch nicht.

Es sind also zwar vor allem Immobilienmarkt und Spekulation, durch die Gentrifizierungsprozesse entscheidend beschleunigt werden. Doch wir alle können uns dabei keineswegs auf der sicheren Seite des Ufers wähen, weil wir den städtischen Alltag eben freiwillig wie unfreiwillig aktiv mit „gentrifizieren“: indem wir den Stadtraum lebendiger und damit zugleich teurer machen.

Wenn wir also den Ausverkauf wie das Zu-Tode-geliebt-Werden unsere Städte verhindern wollen, dann müssen Stadtpolitik und Zivilgesellschaft schon selber für Abhilfe sorgen. Denn allein sie können als „Advokaten des Gemeinwohls“ auftreten und handeln. Allein sie können ein neues „Stadt-Ethos“ glaubwürdig vertreten, das auch über gemeinsame und freiwillige Einschränkungen unserer Lebensbedürfnisse und Lebensentwürfe nachdenkt. Und allein sie können und müssen auch verhindern, dass aus zivilgesellschaftlichen Initiativen zunehmend reine „Mittelschichtsvertretungen“ werden, die ihre Gruppeninteressen als jene der Allgemeinheit verkaufen.

Denn auch dies ist ein unübersehbarer Trend. Und es besteht heute durchaus die Gefahr, dass sich Stadtpolitik und Stadtverwaltung gegenüber diesen sich plebiszitär gebärdenden „Bürgerinitiativen“ zu defensiv verhalten, um Ärger und Konflikten aus dem Wege zu gehen.

Stadtpolitik jedoch hat tatsächlich „für alle“ da zu sein! Eben auch für jene, die im Schilder-Malen, im Kinder-auf-den-Schultern-Tragen und im Juristische-Eingaben-Formulieren noch nicht so geübt sind. Und gerade auch für jene, die sich zu uns flüchten müssen. Zwar bringen sie dann auch Probleme und Belastungen mit. Aber neu sind die Probleme nicht wirklich: weil Wohnraum, Sprachkurse, gute schulische Bildung auch vorher schon knapp waren.

Nun kommen diese Themen mit den Flüchtlingen eben deutlicher auf den Tisch. Und wir sollten die Situation nutzen, sie zu lösen. Anstatt in AfD-Manier die Flüchtlinge zu Sündenböcken zu machen und heile Welten von gestern auszurufen. Denn auch diese „Neuen“ bringen heute wertvolle neue Erfahrungen und Lebensstile mit zu uns, wie einst unsere Vorfahren, als sie in die Städte einwanderten und dort auch nicht gleich willkommen geheißen wurden. Also muss „Zivilgesellschaft“ bedeuten: Gemeinwohl-orientiert!

Dies: die Offenheit und die Vielfalt der Stadt zu bewahren – dies alles kostet. Es kostet Kraft und Geld – vor allem Letzteres. Doch es lohnt sich! Das zeigt uns die Geschichte wie unsere eigene Abstimmung mit den Füßen, also unsere heutige Zuwanderung in die Städte: Urbane Räume und urbane Kulturen sind attraktiver denn je! Und gewiss: Diese neue Urbanität kann auch mal als Ärgernis, als Zumutung erfahren werden - wenn die Stadt einem zu lebendig, zu vielfältig, zu laut wird, wenn einem Touristen und Partygänger die Nachtruhe stehlen.

Deshalb sollten wir aber nicht gleich wieder kurzfristig und geschichtsvergessen werden: Die Zeiten der „Nachtwächterstadt“ sind noch nicht so lange her – und auch nicht die Klagen all derer, die unsere Städte gerettet und wieder lebendig sehen wollten.

Nun „leben“ sie wieder – unsere Städte – manchmal eben auch laut und chaotisch. Doch dies erscheint mir vor dem Hintergrund der Geschichte und für die Zukunft allemal wesentlich besser und bewahrenswerter als eine Rückkehr zu innerstädtischer Friedhofsruhe. Wir brauchen die „Soziale Stadt“ mit ihrer Mischung, Pluralität und Offenheit. Und wir brauchen zivile, also aktive Stadtgesellschaften mehr denn je. Darauf würde ich schwören – gerade hier und heute in Reutlingen.